



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, O. E.: Coluccio Salutati : Ein Lebensbild aus der italienischen  
Renaissance

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Coluccio Salutati

Ein Lebensbild aus der italienischen Renaissance

Von O. E. Schmidt



In dem modernen Italien macht sich seit der Herstellung des nationalen Königreichs ein entschiedener, höchst erfreulicher Aufschwung der wissenschaftlichen Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der Geschichte, bemerkbar. Ein großer Teil der Erforschung der vorrömischen und römischen Vergangenheit des Landes liegt gegenwärtig in den Händen italienischer Gelehrten, die in der Sicherheit des Wissens wie in der Methode der Forschung kaum noch hinter den bedeutendsten Alttertumsforschern der andern Nationen zurückstehen, auf manchem Gebiete sogar Bahnbrechendes geleistet haben. Aber auch die großartige mittelalterliche Vergangenheit des Landes, sowie die Geschichte der Renaissance, über deren Vernachlässigung bei den italienischen Gelehrten Georg Voigt noch im Jahre 1880 klagen konnte, beschäftigt gegenwärtig eine ganze Anzahl bedeutender italienischer Forscher, und wenn sich die Deutschen rühmen dürfen, durch die klassischen Werke Georg Voigts und Jakob Burckhardts diesen Aufschwung der italienischen Renaissancestudien großenteils mit veranlaßt zu haben, so müssen sie andererseits bekennen, daß eine Neubearbeitung der genannten Werke, die dem gegenwärtigen Stande des Wissens entsprechen soll, ganz besonders auf dem Grunde der Leistungen der Italiener erfolgen muß. So knüpft sich durch gemeinsame, von beiden Teilen geachtete und anerkannte Arbeit auf demselben Felde ein neues schönes Band zwischen den gelehrten Kreisen zweier Völker, die schon so viele Berührungspunkte haben. Der italienische Staat sieht dieser gelehrten Arbeit nicht müßig zu, er hat das „Italienische historische Institut“ (Istituto storico italiano) ins Leben gerufen, das sich durch Veröffentlichung der italienischen Geschichtsquellen (Fonti per la storia d'Italia) bereits große Verdienste erworben hat. Diese Veröffentlichungen erscheinen in drei Serien, nämlich 1. Scrittori, 2. Epistolari e Regesti, 3. Statuti. In der Reihe der Brieffsammlungen ist neuerdings auf die Brieffschaften des Cola di Rienzi, herausgegeben von M. Gabrielli, der erste Band des Epistolario

di Coluccio Salutati von Professor F. Novati\*) gefolgt, eine in Ausstattung, Druck, Anordnung und Vollständigkeit des Stoffes mustergiltige Veröffentlichung, die uns einen der „führenden Geister“ der Frührenaissance und damit diese ganze interessante Zeit, in der schon einmal der Versuch gemacht wurde, einen italienischen Nationalstaat zu gründen, viel unmittelbarer und genauer kennen lehrt, als es bisher der Fall war. Ergänzt wird der Inhalt dieses Bandes durch ein vor fünf Jahren erschienenenes Werkchen des Herausgebers Novati, das die Jugendgeschichte Coluccios enthält.\*\*\*) Der vorliegende Aufsatz beruht im wesentlichen auf diesen beiden Büchern und glaubt sich trotz des scheinbar entlegnen Stoffes an die Leser dieser Blätter wenden zu dürfen, weil hier das allmähliche Werden eines der ersten modern empfindenden Menschen, der überdies zu Petrarca in näherer Beziehung stand, gezeigt werden kann.

Wer von Florenz westwärts über Prato und Pistoia nach dem interessanten Lucca reist, dem eröffnet sich hinter dem Tunnel von Serravalle die Aussicht auf den Kessel von Pescia und das Thal des Nievole. Es lohnt der Mühe, in Monte Catini auszustiegen, denn der Reisende befindet sich in einer der lieblichsten Gegenden Italiens, im Val di Nievole, das seit alters der Garten Toskanas genannt wird. Wandert er von da nordwärts, so wird er bald auf einem Hügel linker Hand, halb versteckt in einen Olivenhain, die spärlichen Reste des ehemaligen Kastells Stignano gewahren. Ein steiler Pfad leitet zum Gipfel der Anhöhe, durch ein halbverfallenes Thor treten wir auf einen freien Platz mit wenigen Hütten, von Mauertrümmern übersät, über deren rötliches Gestein die Natur milde ihren grünen Mantel breitet. Stille und Weltvergessenheit weben um Stein und Strauch ihr melancholisches Ginerlei, und träumend schweift der Blick nach Süden hinaus in das von unzähligen Gießbächen durchrieselte ruinengefrönte Hügel land, das sich zum Fucecchiosee hinabsenkt, und über weißschimmernde, zwischen silbergraue Oliven und dunkle Kastanien gebettete Dörfer bis hinab zum Turme von S. Miniato bei Florenz. Aber nicht immer war es hier so still und friedlich wie jetzt; dieser Garten Toskanas war in der Stauferzeit und noch Jahrhunderte darnach zugleich auch das Schlachtfeld Toskanas. Zahllose Fehden zwischen Guelfen und Ghibellinen, zwischen eifersüchtigen Stadtgemeinden, zwischen tyrannischen Signoren und freiheitsliebenden Bürgern wurden hier jahraus jahrein in ununterbrochener Blutarbeit ausgekämpft, und was das Schwert verschont hatte, das fraß dann gar oft des Kriegs gieriger Gefolgsmann, die Pest, und der Garten Toskanas wurde oft so einsam und menschenleer, daß noch im sechzehnten Jahrhundert Bär und Wolf nicht seltene Gäste waren. Stignano selbst wurde 1430 von den zügellosen Horden des mailändischen Söldnerführers

\*) Epistolario di Coluccio Salutati a cura di Francesco Novati, volume primo, Roma, nella sede dell' istituto Palazzo dei Lincei, già Corsini 1891.

\*\*) La giovinezza di Coluccio Salutati (1331—1353), Torino, Ermanno Loescher, 1888.

Francesco Sforza von Grund aus zerstört und nie wieder aufgebaut. Als aber seine Türme noch fest, seine Zinnen noch wohlbewehrt waren, wurde dort am 16. Februar 1331 dem Piero Salutati in böser Zeit ein Sohn geboren, der bei der Taufe in San Maria zu Pescia die Vornamen Lino Coluccio, beides Rosenamen für Niccolo, erhielt, sodaß sein vollständiger Name lautete: Lino Coluccio di Piero dei Salutati. Ich sage, es war eine böse Zeit, und Coluccios Mutter wird den Taufgang des Sohnes mit banger Sorge im Herzen verfolgt haben. Denn die Salutati nannten zwar manchen Hof und manches Grundstück des Thals ihr eigen, und der Vater, Piero Salutati, war gleich geschätzt als Kriegermann wie als Bürger; aber er war fern von den Seinen als heimatloser Flüchtling. Als ein Mann von entschieden guelfischer Gesinnung, d. h. von einer Gesinnung, die keinen Streit mit der Kirche suchte und für ein freies, weder von einem kaiserlichen Statthalter, noch von einem andern Tyrannen geknechtetes Bürgertum schwärmte, hatte er mit für den im Jahre 1329 vollzogenen Anschluß der sieben Gemeinden des Thals an das guelfische Florenz gewirkt; aber bereits im folgenden Jahre hatte der Tyrann Spinola von Lucca mit andern Ortschaften auch das Kastell Stignano erobert und die Häupter der Guelfen unbarmherzig in die Verbannung getrieben. So hatte auch Piero Weib und Kind, Hof und Acker verlassen müssen und hatte jenseits des Appennin in Bologna Zuflucht gefunden; ebendahin siedelte im Frühling 1331 auch sein Weib mit den Kindern, darunter dem kaum zwei Monate alten Coluccio über. So hatte denn das Schicksal schon auf sein zartes Kindesalter den schlimmen Stempel der Verbannung gedrückt; Coluccio mußte, wie einst Dante, das salzige Brot der Fremde essen, und auch weiterhin sind ihm herbe Wechselfälle des Lebens nicht erspart geblieben. Doch zunächst war er wohl geborgen. Denn der Stadtherr von Bologna, Taddeo de' Pepoli, nahm den Vater Piero Salutati unter seine Getreuen auf und gab ihm für seine Dienste reichlichen Lohn. Und als Piero Salutati 1341 noch im kräftigsten Mannesalter gestorben war, nahmen sich Taddeo Pepoli und seine beiden Söhne, Jacopo und Giovanni, in wahrhaft väterlicher Weise der Hinterlassenen an. So erhielt Coluccio eine sorgfältige Bildung in den sogenannten freien Künsten; entscheidend aber für die Zukunft des geweckten Knaben, der seine Altersgenossen frühzeitig an Kenntnissen und an Geschick im Disputiren überragte, wurde die Unterweisung in Dialektik und Rhetorik durch den damals in Bologna lebenden und lehrenden Pietro da Muglio. Die viel später geschriebnen Briefe Coluccios an diesen Mann, voll von wahrhaft rührender Anhänglichkeit und Verehrung, sind ein schönes Zeugnis für das gedeihliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler. Coluccio dankte dem Muglio besonders die genaue Kenntnis der Tragödien und der Traktate Senecas und damit die Einführung in die stoische Philosophie; vor allem aber den Hinweis auf einen Mann, der, auch als Coluccio dem Wunsche seiner

Gönner folgend sich (etwa 1346) als Student der Rechte in Bologna einschreiben ließ, auf Jahrzehnte hinaus, ja in gewissem Sinne für immer der Leitstern seines Lebens blieb.

Dieser Mann war Petrarca, damals bei den Gebildeten aller Völker mit um so größerer Scheu und Ehrfurcht genannt, je einsamer er im Reiche des Geistes seine stolzen Bahnen wandelte. Es ist schwer, mit wenigen Worten zu sagen, was denn eigentlich das Neue und Besondere an diesem Manne war; wenige Andeutungen müssen hier genügen. Nicht mit Unrecht wird die Neuzeit für Deutschland und das deutsche Volk vom sechzehnten Jahrhundert, vom Beginn der Reformation an gerechnet. Italien war in seiner Entwicklung weit voraus, hier beginnt die Neuzeit fast zwei Jahrhunderte früher. Am Abschluß des Mittelalters und an der Schwelle der Neuzeit zugleich steht der Sängere der *Divina commedia*, Dante, in dem einerseits der christliche Mystizismus des Mittelalters seine genialste Entfaltung erreicht, der aber auch schon an der Hand des Heiden Virgil die Geisterwelt durchwandert. Den Schritt über die Schwelle des neuen Zeitalters that Petrarca, der erste moderne Mensch. Sein Gefährte wurde der große Arpinate M. Tullius Cicero, und indem er an dessen Hand in das weite Gebiet historischer und philosophischer Kenntnisse und Vorstellungen des Altertums hineinwanderte, indem er aus dessen zum Teil erst wieder entdeckten Schriften die hohe Anmut und Kraft einer neuen Beredsamkeit, zugleich aber auch die Berechtigung des Menschen zu freier Forschung und zur Einzelseinzelheit, die Berechtigung der Völker zum Nationalbewußtsein herauslas, stürzte für ihn die scholastische Wissenschaft und das mittelalterliche Kastensystem zusammen. Er streifte die Zwangsjacke einer übertriebenen Selbstentäußerung ab, die die mittelalterliche Kirche dem Menschen zu Gunsten des Gottesstaates angelegt hatte, und zum erstenmale trat in ihm wieder die freie Persönlichkeit mit dem Anspruche hervor, so zu denken, zu reden, zu schreiben, zu leben und zu streben, wie es das lebendig empfindende Herz gebot. Petrarca hielt also seinen Blick nicht nur auf das Jenseits gerichtet, wie es die Kirche vorschrieb, die den Menschen nur für den Himmel erziehen wollte, sondern versenkte sich mit der frischen Freude des Entdeckers in die göttliche Höhe der Menschennatur und in die Zeit, wo diese in vollem Ansehen gestanden hatte, in das klassische Altertum; den Zusammenhang zwischen diesem und der Gegenwart herzustellen, Rom und Hellas vom Dornröschenschlafs zu erwecken, die ewige Stadt aus Schutt und Asche, aus Armut, Zerrissenheit und Verrohung wieder zur geistigen und weltlichen Hauptstadt Italiens zu machen und dabei selbst unsterblichen Ruhm zu erringen, das waren die Ideale, von denen er träumte, von denen alle seine Schriften bald in dem weltlichschmerzlichen Tone des Abendglückleins, bald in dem erschütternden Klange der Sturmglöcke wiederhallten. Es war ein Klang von zauberhafter Wirkung, an den Ohren der großen Menge allerdings, wie noch heute das

Edelste, wirkungslos vorübertönend, aber über Berg und Thal, über Flüsse und Meere von wenigen erleuchteten Seelen in tiefer Bewegung gehört und aufgenommen. Coluccio gehörte zu den wenigen Auserwählten. Sein Lehrer Pietro da Muglio hatte ihm wohl von jener wunderbaren Zeremonie erzählt, durch die Petrarca am 8. April 1341 auf dem Kapitol in Rom mit dem Lorbeerkränze zum Dichter gekrönt worden war, eine symbolische Handlung, nicht ganz frei von Mummenschanz und Phantasterei, die aber doch „vom klassischen Kapitol herab der in Haß und Aberglauben versunknen Welt ins Bewußtsein zurückrief, daß die erlösende Arbeit des Geistes ihr ewiges Bedürfnis, ihr höchster Beruf und ihr schönster Triumph sei.“ Außerdem aber hatte Coluccio als Bologneser Student gewiß auch durch seinen Lehrer, der mit Petrarca im Briefwechsel stand, Schriften des Meisters in die Hand bekommen und mit der ihm eignen Begeisterung für alles Schöne und Erhabne in sich aufgenommen. In heißem Sehnsuchtsdrange hatte er schon von Bologna aus Briefe voll glühender Verehrung an Petrarca gerichtet. Allerdings hatte er zunächst keine Antwort erhalten, aber in Petrarca's Bahnen zu wandeln trotz der trocknen juristischen Fachstudien blieb seitdem sein Lebensziel. Da geriet sein Schifflin wieder auf eine böse Klippe. Er war dem Abschluß seiner juristischen Studien und seiner Ernennung zum Notar nahe, da sahen sich seine Beschützer Jacopo und Giovanni Pepoli, die sich nach dem Tode ihres Vaters Taddeo (1347) unklugerweise in allerlei Kriegshändel eingelassen hatten, genötigt, die Signorie von Bologna an den ländergierigen Erzbischof Giovanni Visconti von Mailand, den Herrn von Piemont und der Lombardei, zu verkaufen (1350); im folgenden Jahre wurden sie sogar auf Grund des Verdachts, sie strebten darnach, ihre Signorie wiederzugewinnen, von dem listigen Visconti eingekerkert; darnach sahen sich auch alle ihre Vertrauten und Anhänger in Bologna bedroht, Coluccio und seine Brüder mußten Bologna, ihre zweite Heimat, verlassen. Da war es für sie ein Glück, daß unterdessen Florenz die Herrschaft im Val di Nievole wieder erobert hatte; so fanden sie in den verlassenen Höfen ihres Vaters inmitten der lieblichen Oliven- und Kastanienhaine der ursprünglichen Heimat unter dem Schutze der mächtigen Arnostadt ein Asyl. Damals erwarb Coluccio in Lucca oder Florenz den Grad eines kaiserlichen Notars, denn im Mai 1353 zeichnet er in einer noch erhaltenen Vertragsurkunde als *imperiali auctoritate notarius et iudex ordinarius*. Dann ist über eine lange Reihe der Lebensjahre Coluccios tiefes Dunkel gebreitet. Denn alles, was man über seine Anstellung an der päpstlichen Kurie in Avignon gefabelt hat, beruht auf Mißverständnis oder auf Erfindung. Ich halte es deshalb für das Natürlichste, anzunehmen, daß er diese Jahre (von 1353 bis 1366) in der sanften Schönheit seines Heimatsthalles zugebracht hat, und zwar äußerlich mit der Ausübung seines Notariats und der Verwaltung seines ererbten Grundbesitzes beschäftigt, innerlich aber

nach Petrarcas Vorbild an dem Ausbau seiner Persönlichkeit weiterarbeitend. Sind doch auch die wenigen aus der Zeit von 1360 bis 1366 erhaltenen Briefe Coluccios alle von Ortschaften des Val di Nievole, meist aus Stignano datirt.

Während dieses langen Zeitraumes eines beschaulichen und den idealen Gütern zugewandten Lebens hat sich wohl jene Fülle von Kraft in ihm aufgespeichert, die dann auf der Höhe seines Lebens mit so elementarer Gewalt hervorbrach. In Stignano vertiefte er zunächst seine klassischen Studien; der Kreis seiner Lektüre läßt sich ungefähr nach den in seinen Briefen enthaltenen Zitaten bestimmen: er umfaßt außer der heiligen Schrift, mit der er ganz besonders vertraut war, die damals bekannten Schriften Ciceros, Sallust, Sueton, Valerius Maximus, Quintilian, Macrobius, Boethius und von den Dichtern Virgil, Horaz, Ovid, Juvenal, Statius, die Tragödien Senecas, die Disticha Catonis, später auch Catull, Propertius, Tibull, Claudian u. a. Nach diesen Vorbildern, vor allem aber nach dem Beispiele Petrarcas versuchte sich Coluccio auch selbst in lateinischen Dichtungen. Er fand, wie vor ihm Dante und Petrarca, das Wesen der Poesie in der Allegorie und in der Moral. Und wie für Petrarca die Ekloge eine willkommene Form gewesen war, „seine Angriffe gegen das Papsttum von Avignon, seine politischen Meinungen, aber auch Persönliches unter einer zugleich schützenden und doch lockenden Hülle vorzutragen,“ so verstand Coluccio in seiner ersten Ekloge, die er an Boccaccio schickte, unter dem Hirten Pyrgis die irdische Welt, die in Liebe zu Cariste, d. i. zur Gnade Gottes, vergeblich erglüht. Pyrgis gelangt ans Ziel seiner Wünsche erst durch seinen Aufstieg über die vier schweren Berge der Kardinaltugenden zum Hirten Silvida, d. i. Christus. Auch was wir von Coluccios Versuchen auf dem Gebiete des Epos und des eigentlichen Lehrgedichts wissen, zeigt, daß er sich als Dichter über die bloße Nachahmung Petrarcas nicht erhoben hat. Um so erfolgreicher waren seine Bemühungen um die Ausbildung seines prosaischen Stils. Seine Redeweise zeigt im Wortschatz und im Satzbau, wie natürlich, noch manche Anklänge an die mittelalterliche Latinität, namentlich an die Briefe des Petrus de Vinea, des Kanzlers Friedrichs II., andererseits aber eine große Verwandtschaft mit der Sprache der philosophischen Schriften Ciceros. Doch sinkt er niemals zu einer slavischen Nachahmung seiner Vorbilder herab, sein Stil hat vielmehr jederzeit etwas Urwüchsiges und deshalb besonders Wirkungsvolles behalten, das ihn von der gefeilten, aber langweiligen Glätte der spätern Ciceronianer unterscheidet. Er sagt von sich selbst, daß er *tumultuante stilo* schreibe. Überdies haben die Briefe Coluccios wie auch die Petrarcas keineswegs bloß der Pflege freundschaftlicher Beziehungen, dem Trösten und Glückwünschen gedient, sie behandeln oft auch eine wissenschaftliche oder politische Tagesfrage. Dann wachsen sie manchmal zum Umfange kleiner Abhandlungen an, wie z. B. der Brief an Tancredo Bergiolesfi

über die Frage, ob der Philosoph Seneca, der Erzieher Neros, zugleich der Dichter der unter seinem Namen überlieferten Tragödien sei, oder der Brief an Giuliano Zennarini, der eine Verteidigung der klassischen Studien gegen die kirchlichen Eiferer enthält, oder ein Brief an Francesco Bruni über die Verweltlichung der Kirche.

Solche Briefe wurden vom Empfänger an andre Freunde der Musen weitergegeben und in immer weitere Kreise verbreitet, sodaß sie für jene Zeit einigermaßen die spätere Litteratur der Flugschriften ersetzen. Sie dienten aber auch der Schaffung einer Art von Gelehrtenrepublik, denn indem Coluccio nach Petrarcas Vorbilde das *vos* der Anrede samt allem byzantinischen Titelkram, wie *magnificentia vestra*, *excellencia vestra*, durch das antike *tu* ersetzte, schwanden die Standesunterschiede unter den Gelehrten der Renaissance.

Dieser Briefwechsel wird unserm Coluccio während der stillen Jahre im Val di Mevole manche reine Freude verschafft haben, aber mit der Zeit stellte sich doch auch der Wunsch ein, aus der Verborgenheit des heimatlichen Thales emporzutreten, den Fuß hinauszusetzen in die große Welt und irgendwo an wichtigerer Stelle mitzuschaffen und zu wirken „am tausenden Webstuhl der Zeit.“ Er war kurze Zeit Kanzler der kleinen Stadt Todi am mittlern Tiber, da kehrte im Herbst 1367 der päpstliche Hof unter Urban V. aus Avignon, wo er seit 1305 die schmachvolle Zeit des sogenannten babylonischen Exils verlebt hatte, nach Rom zurück. An dieses Ereignis knüpfte Salutati die schönsten Hoffnungen für Italien wie für sich selbst. Er wandte sich an einen ihm befreundeten päpstlichen Sekretär Francesco Bruni mit der Bitte, daß er ihm irgend eine bescheidne Stellung bei der Kurie versorge; gleichzeitig schickte er dem Papste gewissermaßen als Probestück seiner poetischen Kunst ein Gedicht auf den Einzug in Rom. Aber es kam keine Berufung. Da wagte er es im Frühjahr 1368, obwohl im Besitz einer Familie, ohne Amt nach Rom zu gehen, als Privatsekretär des Francesco Bruni, um dort lediglich von dem Ertrage seiner Feder zu leben. Aber auch so kam er mit den kirchlichen Größen seiner Zeit in Berührung und erwarb sich eine genaue Kenntnis der Zustände am Hofe des Papstes. Sie waren sonderbar genug. Urban V. selbst war ein geborner Franzose, ebenso die meisten seiner Kardinäle und Höflinge. Diese waren gewohnt, in ihren Palästen zu Avignon das üppigste Leben zu führen, und nur sehr widerwillig, vor einer furchtbaren Pest und den Söldnerbanden, die Avignon bedrohten, weichend, waren sie nach Rom übergesiedelt, das ihnen auch durch den Flitterstaat der Einzugsfestlichkeiten, im Vergleiche mit dem lachenden Avignon, als die in Gram undummer nicht nur gebeugte, sondern auch verwilderte Witwe erschien. Wohl hätte sich unter diesen Verhältnissen der päpstlichen Kirche die Möglichkeit zur Lösung einer Kulturaufgabe ohne gleichen in der liebevollen Wiederherstellung Roms dargeboten, und in der That wurde ein äußerlicher Anfang dazu durch den Wiederaufbau der in Schutt

und Asche liegenden Hauptkirchen, des Lateran, San Paolo und San Pietro gemacht, aber bald fühlte man sich am Grabe der Apostel, wie in den stillen Sommerfrischen der Kurie um Rom, so einsam wie im Exil, und schließlich segelte Urban V., trotz des Sammers aller italischen Vaterlandsfreunde und trotz der Abmahnungen einer begeisterten Prophetin, schon im Sommer 1370 nach Avignon zurück, wo er noch vor Ablauf des Jahres starb. Alle die mit dieser erneuten Auswanderung der Kurie verbundenen Kämpfe hatte Coluccio mit durchlebt, sie wurden für seine fernere Stellung zu Kirche und Papst von entscheidender Bedeutung. Als ein gehorsamer Sohn der Kirche und des Papstes war er nach Rom gekommen, voll von einer tiefsten Religiosität und Frömmigkeit; noch lebten in seiner Brust die mittelalterlichen Ideale von der geistlich-weltlichen Universalmonarchie. Als z. B. Kaiser Karl IV. am 21. Oktober 1368 zu Fuß in Rom einzog, das Roß, auf dem der Papst ritt, am Zügel führend, und bei der Messe in St. Peter dem Papste als Diakonus diente, da hatte Coluccio nur Auge für die ideale Seite dieses Schauspiels; er schrieb damals an Boccaccio: „Einige, die alles von der kaiserlichen Gewalt erwarten, verurteilten solchen Knechtesdienst oder sprachen von erheuchelter Demütigung. Andre Feinde der Kirche verlachten die fromme Handlung und verwarfen sie mit hartnäckigem Mutwillen. Ich aber empfand eine so helle Freude, daß ich meiner kaum mächtig blieb bei einem Anblicke, den zu schauen unsern Vätern nicht vergönnt war, der aber uns nun wider Erhoffen zu teil ward: Papsttum und Kaisertum in vollem Einklange, das Fleisch gehorchend dem Geiste, und die Herrschaft dieser Welt unterthan dem himmlischen Reiche. O wenn doch solch eine Eintracht auch die einzelnen Menschen, die Fürsten, die Völker, die gesamte Menschheit verbände! Glaube mir, es würde besser stehn auf Erden, bald würde die Majestät des Kaisertums zurückkehren, die Barbaren würden gebändigt ihren Nacken beugen und würden auf dem geeinten Erdrunde nur noch Christi Namen anbeten und verehren.“

Im Glauben an den hohen Beruf der Kirche wurde Coluccio durch das, was er in Rom erleben mußte, aufs tiefste erschüttert. Die höchsten geistlichen Würdenträger verspürten damals zu wirklich kirchlichen Aufgaben durchaus keine Neigung, um so mehr waren sie dem Sinnengenuss und dem Tanze ums goldne Kalb ergeben. Einer von den Kardinalen Urbans V. hinterließ in einem roten Koffer zweiundzwanzig Beutel mit je fünftausend Dukaten und viele andre Beutel mit tausenden von Goldmünzen aller Länder Europas, im ganzen ein bares Kapital von 200 000 Dukaten, d. i. nach heutigem Geldwerte etwa ein Viertel der Bleichröderschen Hinterlassenschaft. Coluccio mußte erleben, daß unter den Gründen, die die französischen Prälaten für die Rückkehr der Kurie nach Avignon geltend machten, die Güte des Burgunderweins eine Hauptrolle spielte, der durch keinen italischen Wein zu ersetzen sei, und daß endlich Urban diesen und andern weltlichen Gründen nachgab. Noch ver-

schonte damals Coluccio des Papstes Amt und Person mit seinem Urteil, indem er ihn mit dem 44. Psalm auf den Richterstuhl des ewigen Gottes verweist, aber sein Urteil über den päpstlichen Hof ist damit gesprochen: er erscheint ihm als der stinkende Pfluhl aller Laster, aus dem er wie aus der Unterwelt zum Licht und zum Leben flieht, um künftig seiner Familie, den Freunden, dem Staate und vor allem seinen Studien zu leben. Er übernahm das Amt eines zweiten Kanzlers zu Lucca mit acht Gulden monatlichen Gehalts. In dieser Stellung fand er zum erstenmale Gelegenheit, sich in die Verhältnisse und Geschäfte eines größern freien Gemeinwesens einzuleben.

Es ist interessant, zu beobachten, wie sich Coluccio in dieser Zeit allmählich von der Nachahmung Petrarcas zu selbständigem Gebahren lösringt, ja sogar, wenn auch in pietätvollster Weise, an den Meister selbst mit dem Prüfsstein der Kritik herantritt. Die Anfänge dazu liegen bereits in der römischen Periode seines Lebens. Als Urban V. mit der Kurie in Rom weilt, wird Petrarca immer und immer wieder von Coluccio aufgefordert, aus seiner Zurückgezogenheit in Arquà bei Padua herbeizukommen und mit der ganzen Kraft seines Namens und seines Geistes an der Befestigung des Papsttums in Rom und an der Wiederherstellung dieser Stadt zu arbeiten. Und als Petrarca doch nicht kommt, warnt er ihn, damit er nicht wegen seiner hartnäckigen Zurückhaltung undankbar und anmaßend erscheine. Schärfer geht er mit Petrarca ins Gericht, als dieser im Sommer 1369 statt nach Rom zur Hochzeit der Prinzessin Violante nach Pavia, ins Kastell des Tyrannen Galeazzo Visconti, gereist ist. Er schreibt an ihn: „Zimmer war mir deine Reise nach Ligurien verdächtig, und schon lange fürchtete ich einen bösen Ausgang dieser Unternehmung. Kranken pflegt allerdings eine Ortsveränderung öfter angenehm zu sein, wenn nämlich das Reiseziel eine ehrbare Erquickung bietet, aber niemand ist jemals so thöricht gewesen, daß er fröhlichen Herzens Böses gegen Gutes eingetauscht hätte. Oder könnte es etwa deinen Geist ergötzen, zuzusehen, wie unglückliche Völker im Rachen solcher wütenden Bestien zerrissen werden? Und magst du in der Residenz deines Galeazzo, die er sich in Pavia erbaut hat, immerhin alles Großartige und Prächtige gesehen haben, magst du die gigantische Masse dieses Kastells, die Schönheit der Gemälde, den Glanz der Speisezimmer, die Pracht der Schlafzimmer, den kaiserlichen Anstrich des ganzen Palastes samt der Üppigkeit der Mahlzeiten und dem Kleiderluxus bewundert haben, so wirst du dich doch eines Schauders und eines stillschweigenden Verdammungsurteils nicht haben erwehren können, wenn du daran dachtest, daß alle diese Herrlichkeit durch Plünderung ganzer Völker und unter den Thränen der Unglücklichen zusammengebracht worden ist. Und wer wäre so gefühllos, daß er bei solchem Anblicke und solchen Gedanken nicht erschütterter würde bis ins innerste Herz hinein? Er müßte ein Scheusal sein,

gräßlicher als der Tyrann selbst, wenn überhaupt hier noch eine Steigerung denkbar ist, der bei solcher Vernichtung seiner Mitmenschen nicht bis ins Mark hinein getroffen würde.“ Ein Fieber, das den heimkehrenden Petrarca befiel und bis an den Rand des Grabes brachte, wird von Coluccio auf eben diese Erschütterungen, die er in der Zwingburg des Tyrannen erlitten haben müsse, zurückgeführt. Hier zeigt sich ein tiefgehender Gegensatz zwischen den beiden Männern: Petrarca's antike republikanische Gesinnung beruht auf bloßer schöngeistiger Schwärmerei, sie gilt für ihn nur in der Theorie und hält ihn nicht ab, mit den blutigsten Tyrannen, den Visconti in Mailand und andern in Freundschaft zu leben. Bei dem ehrlichen Coluccio besteht zwischen Lehren und Leben kein Gegensatz; was er für wahr und gut erkannt hat, das sucht er auch im Leben zu verwirklichen.

Der Gegensatz der Lebensführung verschärfte sich, als sich Coluccio zu Lucca in die Fülle politischer Geschäfte einlebte. Petrarca hatte ihm, als er zum erstenmale in einem Briefe an Francesco Bruni den aufstrebenden Coluccio grüßen ließ, eins gewünscht: *requies*. Darunter verstand Petrarca die Ruhe der von ihm gewählten Zurückgezogenheit von allen gemeinen Geschäften, die Muße für seine ununterbrochne philosophische „Kontemplation,“ das andächtige Lauschen auf die Regungen des eignen Genius. Der Begeisterung für diese *requies* hatte Petrarca Ausdruck gegeben in dem berühmten Traktat: *De vita solitaria* (Über das Leben in der Einsamkeit). Daß der Mensch auch handelnd aus seiner Studierstube heraus ins Leben treten müsse, daß er auch Pflichten gegen seine Mitmenschen zu erfüllen habe, dieser Gedanke lag dem geistigen Aristokraten fern, aber Coluccio nahm ihn auf und setzte der *Vita solitaria* seinen leider unvollendeten Traktat gegenüber: *De vita associabili et operativa* (Über das Leben in der Gesellschaft und in der Thätigkeit).

Noch einmal wurde seine praktische Arbeit an dem Wohle seiner Mitbürger durch Parteistreitigkeiten in Lucca unterbrochen, die ihn nötigten, die Jahre 1372 und 1373 im heimatlichen Val di Nievole zu verbringen. Dann siedelte er Anfang 1374 in einflußreicher Stellung nach Florenz über. Damit beginnt die zweite und wichtigere Hälfte seines Lebens, denn erst in Florenz hat sich Coluccio zur vollen Größe seiner Persönlichkeit entfaltet. Viel dazu trug die Stadt selbst bei.

Man hat die Rolle, die Florenz im vierzehnten Jahrhundert in Italien spielte, verglichen mit der Rolle Athens im Zeitalter des Perikles. Florenz war damals die schönste und blühendste Stadt und zugleich die Lehrmeisterin Italiens. Wenn die Abendsonne hinter den Luccheseerbergen unterging, vergoldete sie allerdings damals noch nicht die majestätische Domkuppel der Arnstadt — Brunellescho wölbte sie erst im folgenden Jahrhundert —, aber schon ragte der Turm des Rathauses, das Meisterwerk des Arnolfo del Cambio, gigantisch in die blaue Luft, von dem Zedernmast, der ihn ins Unendliche zu

verlängern schien, schaute der Florentiner Löwe stolz herab auf ein Gewirr von Straßen und Plätzen, Kirchen und Palästen, Türmen und Kuppeln, und dazwischen wogte ein Volk von 100 000 Köpfen unruhig und neuerungsfüchtig wie einst die Athener, aber auch voll von opferbereiter Vaterlandsliebe, vornehm und gering einander nahegebracht durch das hohe Maß gemeinsamer Schulbildung, der Geringste selbst durch den Reichtum des Ganzen vor gemeiner Not geschützt. Die Verfassung der Stadt, kühn behauptet durch alle Stürme des Mittelalters hindurch, hatte den republikanischen Geist bewahrt. An der Spitze des Volkes stand ein uralter Geburtsadel, dem Volke nicht fremd in Sitte und Beschäftigung, sondern mitten unter ihm als Arbeitgeber und Unternehmer. Denn der Florentiner Adliche war Kaufherr oder Fabrikant, seine Geschäftsverbindungen umspannten ganz Europa, bei Florentiner Genossenschaften, denen die Bardi und Medici vorstanden, machten Könige ihre Anleihen. Wer aber viel erworben hatte, saß nicht auf seinen Geldsäcken, sondern spendete zum Wohl des Ganzen mit vollen Händen, Gemeinnutz und Staatsbewußtsein zugleich bethätigend und vermehrend. Besonders die großen und berühmten Feste der Arnostadt wurden fast ganz durch Beisteuern der Vornehmen ausgestattet, und doch verschmähten es diese nicht, dabei mit Seidenwebern und Wollkrämplern wie mit ihresgleichen zu verkehren. Trotzdem fehlte es natürlich nicht an Reibungen zwischen hoch und niedrig, zwischen Signori, Kunsthandwerkern und unzüftigen Arbeitern; aber immer wieder fand man eine Verständigung, da das Staatsbewußtsein bis in die untersten Kreise vorhanden war, und von jener andauernden Verbissenheit, die das moderne soziale Leben vermöge der fühlbarer gewordenen Gegensätze zwischen arm und reich so schwer zerrüttet, war nicht die Rede. Vielmehr schuf die fortwährende Teilnahme am öffentlichen Leben sogar bei den Ärmern reges Interesse für Geschichte und Statistik, für Dichtkunst und lateinische Wohlredenheit, für Malerei und bildende Kunst jeder Art, durch die diese Stadt bis auf den heutigen Tag wie ein riesiges Museum des Schönen erscheint. Es ist keine Übertreibung, wenn Niccolò Tommaseo sein Urteil über Florenz in den Satz zusammenfaßt: „Die europäische Bildung ist zu einem großen Teile italienischen Ursprungs, und die italienische ist zu einem großen Teile toskanisch, und die toskanische ist größtenteils florentinisch.“

In dieses Gemeinwesen trat Coluccio Anfang 1374 zunächst als „Notar für die Wahlen,“ seit dem 19. April 1375 als Staatskanzler ein. Er war damals vierundvierzig Jahre alt, in der Blüte seiner Kraft und umfaßte alsbald sein Amt mit dem ihm eignen heiligen Enthusiasmus. Die Flut von Geschäften, die auf ihn einstürmte, ermattete ihn nicht, sondern schien seine Fähigkeiten nur noch zu steigern. Er sah seinen Staat sofort nach dem Antritte des wichtigen Amtes in die schwersten Gefahren verwickelt. Es ging damals durch das geknechtete und geschändete Italien etwas wie ein Früh-

lingstraum und Frühlingssturm. Das Maß des Übels, das dieses durch seine Vergangenheit und durch hohe Begabung so begnadete Volk von dem entarteten und nun auch landfremden Papsttum erlitten hatte, war voll bis zum Überlaufen. Da der Kirchenstaat über keine Bürgerheere verfügte, so hatte er, um Aufstände niederzuhalten und auswärtige Feinde zu bekämpfen, schon längst zu Söldnerbanden seine Zuflucht genommen. Da war die während der Anarchie im Königreich Neapel entstandne große Kompagnie des Herzogs Werner, auf dessen Waffenrock man die Inschrift las: „Ich bin Herzog Werner, Führer der großen Kompagnie, der Feind Gottes, des Mitleids und Erbarmens.“ Von dem englisch-französischen Kriege her zog die „weiße Kompagnie“ nach Italien, bald angeführt von dem Engländer John Hawkwood, ferner die deutsche Kompagnie des Grafen von Landau oder des Hans von Bongard (Anichino, d. i. Hänfichen genannt), Scharen von dreitausend bis zehntausend Mann, „das Proletariat der aus den Fugen gehenden ritterlichen und bäuerlichen Gesellschaft jener Zeit, dem Entsetzen und Flucht voranging, Hunger und Pest nachfolgten.“ Mit solchen Banden hielt das avignonesische Papsttum die Unabhängigkeitsbestrebungen der unglücklichen Italiener nieder, solche Banden standen unter der Leitung meist provenzalischer Kardinallegaten, denen die Behauptung der einzelnen Territorien der Kirche anvertraut war. Aber bei der Behauptung blieb man nicht stehen, sondern plante die Eroberung von ganz Toskana, ja gegen Ende des Jahres 1374 schickte der Kardinal Moellet von Bologna sogar die Bande Hawkwoods aus, um das Haupt Toskanas, Florenz, zu überrumpeln. Der überraschten Republik blieb nichts übrig, als zunächst Hawkwoods Einfall durch Zahlung von 130 000 Goldgulden abzuwenden. Dann aber mit Anfang des Jahres 1375, gerade als Coluccio zum Kanzler emporstieg, erhob sich die gemißhandelte Stadt, bis dahin immer guelfisch und päpstlich gesinnt, mit einem Sturme von Begeisterung, um das Joch der Kirche abzuschütteln.

Aber sofort umfaßt die Florentiner Politik nicht nur die Rettung des eignen Staates, sondern sie wird durchweht von einem universalen Zuge zum großen und ganzen: das Ziel wird die Befreiung Italiens. Die Seele der Bewegung und ihr Organ zugleich wurde der neue Kanzler Coluccio, dessen Vaterlandsliebe und Freiheitsliebe fest wurzelte in einer dreißig Jahre lang geübten Vertiefung in den Geist des römischen Altertums, dessen lang verhaltne, bisher in unwesentlicheren Aufgaben nicht genügend verwendete Kraft hier mit einemmale in wahrhaft elementarem Ausbruche fühlbar wird. Neben dem Löwenbanner von Florenz flattert jetzt plötzlich ein neues rotes, auf dem mit silbernen Buchstaben das Wort Libertas zu lesen war; dann schloß Florenz mit achtzig Städten und sogar mit dem Visconti von Mailand einen nationalen Bund gegen die weltliche Herrschaft des Papstes. In der Stadt selbst wurde das Inquisitionsgebäude niedergedrückt, der Geistlichkeit die Gerichtsbarkeit ab-

erkannt und das Kirchengut eingezogen, es war ein Sturm, wie er nach Luthers erstem Auftreten die deutschen Lande durchbrauste.

Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, daß Coluccio an dem Gedanken dieser nationalen Liga hervorragenden Anteil hatte. Sicherlich bereitete er sie, schon bevor er Kanzler geworden war, durch Schreiben aller Art vor. Man vergleiche z. B. seinen Brief an Francesco Guinigi in Lucca vom 7. Dezember 1374, wo es heißt: „Florenz ist die Stadt und die Florentiner sind das Volk, das nicht nur daheim die Tyrannei verabscheut, sondern auch auswärtiger Städte Freiheit mit allen Kräften zu verteidigen bereit ist. Wenn sich der Staat von Lucca in aufrichtiger Gesinnung an Florenz anschließt, so wird er seine Freiheit unter allen Umständen behaupten können. Aus Florenz gehen wie aus einer Hochburg der Freiheit die getreuesten und reifsten Pläne, die thatkräftigste Hilfe und endlich Männer hervor, die für ihr und ihrer Freunde Wohl unablässig wachen und bereit sind, die Freiheit aller zu schützen. Und wenn du nach dem Nutzen fragen willst, den Florenz davon für sich hat, so wisse, daß dieser Stadt ihre eigne Freiheit um so sicherer begründet zu sein scheint, je weiter freie Völker um sie herum wohnen.“ Am 6. Januar 1376 schreibt er im Namen der Achtmänner an die Römer: „Erlauchte Herren, teuerste Brüder, der gerechte Gott hat sich des erniedrigten Italiens erbarmt, das unter dem Joche fluchwürdiger Knechtschaft seufzt; er hat den Geist der Völker erweckt und die Unterdrückten wider die schändliche Tyrannei der Barbaren aufgerichtet. Überall erhebt sich Aufsonia und ruft nach Freiheit und erringt sie sich mit dem Schwert. . . . Auf denn, erhebt auch ihr euch, Römer, erlauchtes Haupt nicht nur Italiens, sondern der ganzen Welt. . . . Duldet nicht, daß euer Italien, das eure Ahnen mit ihrem Blute zur Herrin der Welt gemacht haben, Barbaren und Fremdlingen unterthan sei. Erhebt zum öffentlichen Beschluß jenen Spruch des berühmten Cato: »Wir wollen frei sein, indem wir mit Freien leben,«<sup>\*)</sup> und am 1. Februar schließt er ein längeres Schreiben an die Römer mit den Worten: „Wir haben den Anfang gemacht, mit den Völkern und Herren italiischen Bluts gegen die Fremden einen Bund zu errichten zum Heil aller derer, die die heißgeliebte Freiheit ersehnen. Wenn es euch gefallen wird, in diese Liga einzutreten, vielmehr um schicklicher zu reden, wenn ihr uns und andre in diesen Bund aufnehmen wollt, so wird diese Tyrannei ohne Mühe und Blutvergießen hinschwinden und Italien in alter Freiheit zu seiner Mutter zurückkehren.“ In einem überlegenen Schreiben an den Minoriten Nikolaus von Agrigent, der als Publizist für das Papsttum wider Florenz aufgetreten war, hält er der Kirche mit den schärfsten

<sup>\*)</sup> Diese und einige andre Proben aus den Florentiner Staatschreiben hat schon Gregorovius in seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ Bd. VI S. 457 f. veröffentlicht.

Ausdrücken und mit fortwährenden Verweisen auf die heilige Schrift ihre Verweltlichung und Herrschsucht vor. In einem umfangreichen Briefe an Francesco Bruni über die Verderbtheit der Kirche läßt er den Apostel Petrus vom Himmel herniedersteigen und den päpstlichen Hof in Avignon besuchen. Da sieht er seinen Nachfolger mit goldgestickten Kleidern geschmückt, auf vergoldetem Stuhle, auf goldgestickten Kissen sitzen, überladen mit Edelsteinen und Perlen, aufgebläht von Stolz, mit seinen Genossen sich des Reichthums rühmend, nicht sich beraten über den Stand des Glaubens, sondern über Kriege, voll Wirren und Schrecken, die er über gläubige Christen verhängt. Da redet ihn Petrus an: „Was sinnst du und was treibst du? Ist es etwa dein Amt, Kriege zu erregen? Wann erlitt die Kirche größere Unbill als damals, wo unser Heiland durch den Judaskuß den Sündern ausgeliefert wurde? Denkst du nicht daran, oder hast du vergessen, daß ich damals noch in irdischer Weise aufbrausend die Hand ans Schwert legte, daß mir aber damals der Heiland streng befahl, das Schwert in die Scheide zu stecken? So war mir also das irdische Schwert damals und für immer versagt. Nun sage du mir aber, von wem du es erhalten hast, denn das weiß ich, daß dir Gott niemals eine Herrschaft dieser Welt verliehen hat. Wenn du aber sagst, daß sie dir ein Mensch verliehen habe, so wisse, daß, was Gott mir verboten hat, kein Mensch dir zu gestatten oder zu gewähren vermag.“ Sind das nicht lutherische Gedanken? Und die Kirche antwortete ihm auch, wie sie Luther geantwortet hat; am 31. März 1376 sprach Gregor XI. über Florenz den furchtbarsten Bannfluch aus, den je die Welt von den Lippen eines Statthalters Christi vernommen hat: Besitz und Person jedes Florentiners, mochte er in Italien oder im Auslande leben, wurde der Plünderung preisgegeben; jeder Florentiner sollte der Sklave dessen sein, der ihn einfing. „Dies graziöse Volk — sagt Gregorovius —, aus dem bereits Dante, Giotto und Petrarca hervorgegangen waren, und in welchem eine aufkeimende Wunderwelt von Geistern, ewigen Zierden der Menschheit, ruhte, wurde durch den Papst zum Range einer Regersklavenhorde herabgesetzt.“ Aber Florenz unterlag nicht. Auch die große Gefahr, die der Aufstand des untern Volks, der sogenannte tumulto dei ciompi (1378), über die Stadt heraufführte, wurde glücklich überwunden, und wie mild und versöhnlich lautet darüber Coluccios Urtheil! Er ist mit der gewährten Amnestie völlig einverstanden, denn die Aufständischen haben grobe Ausschreitungen fast völlig vermieden und nicht um Beute, sondern um Rechte gestritten. Später hat er in Wort und Schrift die Unabhängigkeit von Florenz gegen die drohende Tyrannis des mailändischen Visconti verteidigt. Die Staatschreiben, die während des Menschenalters von 1375 bis 1406 von Florenz ausgegangen sind und mehrere dicke Foliobände des toskanischen Staatsarchivs bilden, sind wohl alle von Coluccios Hand; sie wirkten nicht nur durch die Wucht der Gedanken und die Majestät des Stils, sondern vor allem durch die überall

hervortretende sittliche Überzeugung ihres Verfassers, sodaß Giangaleazzo Visconti behauptete, Coluccios Schriften hätten ihm mehr geschadet als tausend florentinische Reiter.

Aber trotz seines unermüdblichen Kampfes gegen eine Welt von Haß und Unverstand wurde sein Staatsideal: ein freies Italien, bestehend aus einem Bunde unabhängiger republikanischer Gemeinwesen, nicht verwirklicht. Und doch, wer möchte behaupten, daß er vergeblich gewirkt habe? Große Ideen sterben nicht, wenn ihr Erzeuger stirbt; und so haben auch Coluccios patriotische und religiöse Ideen weiter gewirkt, bis sie, allerdings erst nach einem halben Jahrtausend und in einer den monarchischen Anschauungen der Gegenwart entsprechenden Weise durch den Bismarck Italiens, durch Cavour, ihre Erfüllung fanden.

Die staatsmännische Seite seines Wirkens war aber keineswegs die einzige, die in Florenz hervortritt. Derselbe Mann, der Tag für Tag die wichtigsten Staatsgeschäfte zu erledigen hatte, wanderte am Abend hinaus zum Paradiso, einer auf dem entzückenden Monte Oliveto gelegnen Villa des feingebildeten Kaufherrn Antonio degli Alberti, um hier neue Anregung auszu- teilen oder zu empfangen, oder hinüber über den Arno nach Santo Spirito, ins stille Kloster der Augustinereremiten, wo ein kleiner Kreis von Männern der neuen Richtung den ersten Versuch machte, etwas der Akademie Platons ähnliches zu schaffen, und handelte dort mit dem Bruder Marsigli in stundenlangen Gesprächen über die tiefsten Fragen der Moral. Und mit welchem Eifer hat sich Coluccio auch noch als Staatsmann bemüht, immer weiter in das klassische Altertum einzudringen! Aus Petrarcas Nachlaß erwirbt er den Catull und den Properz und müht sich, Ciceros Briefe zu erlangen. Und als ihm dies nicht gelingt, ruht und rastet er nicht, bis er durch den mailändischen Staatskanzler Pasquino de Capelli nach jahrelangem Bitten Abschriften dieses für ihn unermesslichen Schazes erhält. Er begrüßt die Abschrift, außer sich vor Freude, als ein Geschenk Gottes, und mit welchem Eifer er sie gelesen und sich um die Besserung des Textes bemüht hat, davon zeugt sein noch heute in der Mediceischen Bibliothek vorhandnes Exemplar. Wie einst Petrarca Briefe an die großen Männer des Altertums gerichtet hatte, so spricht auch Coluccio in seinen Randbemerkungen den Cicero wie einen Lebenden an, und nicht immer hat sich dieser Coluccios Zustimmung zu erfreuen. Namentlich seine Verzagtheit im Unglück enttäuscht den in seinem Gottvertrauen starken Charakter des Florentiner Staatsmannes. Zu der Klage Ciceros: *Diutius in hac vita esse non possum* bemerkt er: *Quid ais, philosophe desperate?* und ein andermal schreibt er an den Rand: *Cur, philosophe, desperas et optas quae mutari non possunt?*

Diese Bemerkungen, zu denen Coluccio wohl ein Recht hatte, führen uns schließlich auf die rein menschliche Seite seines Wesens. Wenn er fin-

nend durch die volkreichen Straßen von Florenz wandelte, nicht übergroß an Gestalt, im Alter ein wenig gebeugt, aber bedeutend durch die Bildung des Kopfes mit gewölbter Stirn, starken Kinnladen und Lippen, im Ausdruck dem kühnen Savonarola ähnlich, so beugte sich vor ihm alt und jung: und diese allgemeine Achtung, die er genoß, galt doch vor allem dem reinen und makellosen Menschen. Man kennt von ihm, obwohl die Florentiner als Lästerzungen berüchtigt waren, keine sinnliche Schwäche, keine That niederer Selbstsucht, nicht einmal ein leichtfertiges Wort: tiefer sittlicher Ernst war der Grundzug seines Wesens. Seine Lebensanschauung beruhte auf der Vermählung eines geläuterten Christentums mit den Sätzen der antiken Stoa. Kein Unglück konnte ihn außer Fassung bringen. Den Freund, der ihn aufforderte, vor der fürchterlichen Pest zu fliehen, verwies er gelassen auf Gottes Allmacht, den Schmerz über schwere Schicksalsschläge hat er mit bewunderungswürdiger Kraft vor der Welt verborgen, und er war ebenso frei von Todesfurcht, wie er von dem ewigen Leben der Seele fest überzeugt war. Und welch ein liebenswürdiger Freund und Berater, freigebig mit seinen Bücher-schätzen war er dem jüngern Geschlechte Florentiner Humanisten, die um ihn sich scharend wie Söhne um einen Vater emporstrebten! Als er 1406 im Alter von 75 Jahren gestorben war, tönten aus allen Teilen Italiens die rührendsten Klagen seiner Sönger — z. B. eines Poggio, eines Lionardo Bruni — um den Mann ohne Schuld und Fehle, um die Leuchte des Vaterlands, um den Hafen und die Zuflucht für alle Söhne der Wissenschaft. Florenz ehrte seinen großen Toten noch mit dem Dichterlorbeer, einem großartigen Leichenbegängnisse und einem Marmordenkmal im Dome.

Wichtiger aber und dauernder als dies äußere Gepränge ist der vorbildliche Gehalt seines Lebens. Wer seinen Entwicklungsgang vorurteilsfrei betrachtet, wird vor allem drei Wahrheiten erkennen: erstens, daß das klassische Altertum bei der Bildung der Persönlichkeit eine von den Schwächen und Gebrechen der Zeit befreiende Macht ausübt; zweitens, daß aus Coluccio's klassischen Studien ein seiner Zeit voraneilendes Nationalbewußtsein, die glühendste und hingebendste Vaterlandsliebe erwachsen ist; drittens, daß die Begeisterung für die Antike und für das Vaterland mit einem aufrichtigen Christentum wohl zu vereinen ist. So war sein Humanismus wohl anti-päpstlich, aber christlich und patriotisch durch und durch, eine Auffassung dieser Bewegung, die den spätern Geschlechtern der italischen Humanisten leider abhanden gekommen ist, die aber in den deutschen Reformatoren mit siegreicher Kraft wieder auferstand und fortlebt bis auf diesen Tag.

